

Thomas Fischer

Laudatio

zum Sächsischen Förderpreis für Demokratie 2017

Sehr geehrte, liebe Nominierten und Preisträger!

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich fühle mich geehrt, dass ich von den Veranstaltern gefragt worden bin, ob ich bereit sei, die Laudatio zur diesjährigen Veranstaltung zu halten.

Umso mehr tut es mir leid, dass ich aus kurzfristigen gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage bin, dies selbst vorzutragen. Ich hoffe, dass Sie mir meine Reiseunfähigkeit nachsehen.

Auf die Einladung nach Dresden hin habe ich schon deshalb sehr gerne zugesagt, weil ich dort und in Leipzig von 1993 bis 2000, also acht Jahre lang, sehr gern gelebt, viele für mich wichtige neue Erfahrungen gemacht und sehr viele nette Menschen kennengelernt habe.

Damals, also wenige Jahre nach der Wiedervereinigung, herrschte in Deutschland eine unklare, unsichere und teilweise merkwürdig verhaltene Stimmung: Die „Wir sind das Volk“-Rufe von 1989 waren verklungen, die Mühen der Ebene waren erreicht, die „Vereinigung“ stellte sich für sehr viele Ostdeutsche nach ein paar Jahren der Ernüchterung doch eher als eine „Übernahme“ denn als eine neue Gemeinsamkeit dar. Ich selbst war ja Teil einer administrativen „Speerspitze“, welche für nicht ganz wenige Sachsen den Eindruck erzeugte, plötzlich zu Fremden im eigenen Land und im eigenen Leben geworden zu sein: Wir Wessis kamen daher, wussten erstens alles und zweitens alles besser, verachteten, was gerade eben noch als „Errungenschaft“ gefeiert worden war, und ersetzten einfache, übersichtliche Regeln von Befehl und Gehorsam, oben und unten, „ihr“ und „wir“, Staatsmacht und Bürgerbefindlichkeit durch ein undurchdringliches Dickicht von Regeln, Bedeutungen, Abhängigkeiten und „Zusammenhängen“, die sich nicht nur als überlegen aufführten, sondern auch die Macht hatten, diese Sicht der Dinge durchzusetzen.

„Fremd zu sein im eigenen Land“ ist also ein Gefühl, das den Ostdeutschen im Gebiet der ehemaligen DDR historisch und emotional viel näher liegt als den Westdeutschen, die solche und ähnliche, brutal schnelle Überwältigungs- und Integrationsprozesse schon zwei Generationen hinter sich hatten.

Fremd zu sein im fremden Land ist gewiss nicht weniger schwer, vermutlich schwerer. Millionen Deutscher haben dies nach dem zweiten Weltkrieg infolge von Vertreibung jedenfalls teilweise erlebt; meine Familie gehörte dazu. Die Kultur des „Willkommens“ war überwiegend feindselig, ablehnend, neidisch noch auf die Brosamen des kaum funktionierenden Sozialstaats. Bis heute, also 70 Jahre später, klagen und jammern die Flüchtlinge von damals und ihre Nachkommen über den Verlust der Heimat, die Kälte des Empfangs, die Härte des Neuanfangs. Und dies, obwohl sie ja dieselbe Sprache hatten wie ihr Empfangsraum und sich demselben „Volk“ zugehörig fühlten, dieselbe Musik hörten, dieselben Filme kannten! Schon der Unterschied zwischen Kartoffeln und Serviettenknödeln galt in den 50er Jahren als Kulturschock.

Wie viel schwerer haben es die wirklich Fremden, überall, wer immer sie seien! Die „Ruhrpolen“, durch deren Arbeit die Schwerindustrie im Ruhrgebiet entstand, waren Wirtschaftsflüchtlinge. Sie wurden bekämpft, beschimpft, ausgegrenzt, angegriffen. Die so genannten Argumente, die ihnen entgegen gesetzt wurden, ähneln den heute zu hörenden Parolen wie ein Ei dem andern.

Wissen Sie, meine Damen und Herren, was „Schwabenkinder“ sind? So wurden Kinder bezeichnet, die spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert aus dem Gebiet des Allgäus über die Alpen geschleust und in Tirol als Lohnsklaven gehalten wurden. Der Grund dafür war nicht, dass die Bauern aus Schwaben die Herrschaft in Tirol übernehmen oder die Ehre der Tiroler Bäuerin besudeln wollten. Sondern dass die Bauern in Süddeutschland so arm waren, dass sie ihre Kinder entweder verhungern lassen oder verkaufen konnten. Sie sparten ein paar Groschen und schickten ihre 10jährigen Kinder zu Fuß über die Alpen, befördert, ausgenommen und im Stich gelassen von Schleuserbanden. Wissen Sie, wie lange solche „Schwabenkinder“ auf den Weg geschickt wurden? – Bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts.

Kommen wir zurück nach Sachsen. Der Freistaat, das Bundesland hat seine eigene Geschichte der Armut, der Migration, der Auswanderung, der Fremdheit. Mein Ur-Ur-Großvater Friedrich Fischer war Weber in Mittweida in Sachsen. Man hatte damals acht oder zwölf oder sechzehn Kinder und war froh, wenn die vier stärksten überlebten und hinauszogen in die Welt, und etwas vom Leben wollten außer Weben, Hungern und Beten.

Warum erzähle ich Ihnen das? Weil wir alle fremd sind in unserem Leben, und doch zugleich jederzeit darin zuhause. Weil die Definition, die Wahrnehmung von Fremdheit so offenkundig abhängig ist von allen möglichen, vielschichtigen Einflüssen. Man weiß das, immer wieder. Es bedarf keines Beweises mehr. Und wird doch stets bezweifelt. Seit der Mensch sich sozial integriert – also von Anfang an! –, bemüht er sich, das „Eigene“ vom „Fremden“ zu trennen. Der Fremde, Andersartige, Neue ist stets eine Bedrohung, Herausforderung, Prüfung unserer selbst.

Deshalb ist es nicht richtig, wenn behauptet wird, es sei die „Natur“ des Menschen, freundlich, integrativ und offen zu sein. Mit „Natur“ hat das gar nichts zu tun. Natur ist, wenn ein dreibeiniger hellroter Schimpanse versucht, sich in eine Schimpansenhorde zu integrieren. Er wird wahrscheinlich scheitern. Die vierbeinigen, schwarzhaarigen Anführer werden sehr stolz darauf sein, ihn als Fremden identifiziert und vernichtet zu haben.

Sie werden sich, meine Damen und Herren, an dieser Stelle vielleicht fragen, was ein vierbeiniger Schimpanse mit einem Dresdner Sachsen zu tun haben könnte. Manche werden vielleicht gar das Schlimmste befürchten, das dann auch prompt eintritt, nämlich die Antwort: Alles.

Unter allen – tausenden – Differenzierungsmerkmalen, welche der Mensch sich und anderen antun kann, um das Gute vom Bösen, das Schöne vom Hässlichen, das Vertraute vom Unbekannten, den Freund vom Feind zu unterscheiden, ist der Begriff „VOLK“ gewiss einer der allerdümmsten und merkwürdigsten. Denn er verweist ja auf eine unendliche Kette weiterer, wiederum völlig ungeklärter Voraussetzungen: „Volk“ ist schon nach der Selbstbespiegelung derjenigen, die den Begriff als politischen benutzen, gänzlich aufgelöst, unklar, vage. Das „deutsche Volk“: Was soll das sein? Aus unser aller Genome lassen sich die Anteile unserer Vorfahren identifizieren, die in Sachsen und Sibirien und Tansania umherzogen auf einem immerwährenden Zug der Migration. Vor ein paar tausend Jahren war der typische Sachse klein, dunkelhäutig, schwarzhaarig, also so eine Art Araber. Ob die Einkreuzung von ein paar Österreichern und Italienern und Normannen da jetzt wirklich den Durchbruch zum Licht bewirkt hat, erscheint mir fraglich.

Warum gibt es den Förderpreis für Demokratie, oder besser: Warum ist es gut, dass es ihn gibt?

Erstens: Weil alles stimmt, was ich bisher gesagt habe.

Zweitens: Weil sich daraus ziemlich zwingend ergibt, dass die Menschen nicht Recht haben, die von Dresden aus – dieser ein bisschen langweiligen, immer ein bisschen zu viel Brimborium veranstaltenden Stadt, in der die Semperoper bestaunt wird wie die Mozartkugel in Salzburg, in der man durch viele, viele leere Straßen gehen muss von einem Ort des Lebens zum anderen, in der die Menschen sich als Stollenbäcker träumen möchten oder als Hoflieferanten eines ganz und gar Mächtigen – Deutschland überzogen haben mit einem Aufstand der Beschränktheit, der Dummheit und der Ausgrenzung.

„Pegida“ oder „Legida“ – oder wer auch immer sich da versammelt findet – sind so wenig „das Volk“, wie man es sich nur vorstellen kann. Die Menschen, die sich dieser Bewegung zugehörig fühlen, sind peinlich. Sie tun mir leid, denn sie sind ja nicht als solche oder von Natur aus dumm. Sie reagieren wie ein Schwarm Heringe, wenn ein Sturm daherkommt oder ein Tümmeler. Die demonstrative

Einheitlichkeit ihres Auftretens, ihrer Parolen und Argumente ist scheinbare Stärke und erbärmliche Schwäche zugleich. Man muss sie sich nur einmal genau anschauen. Dann erkennt man, dass alle ihre Parolen sich auf verzweifelte Weise sich immer gegen sich selbst wenden: Die Dicken gegen die Dünnen, die Frauen gegen die Männer, die Gebildeten gegen die Ungebildeten, die Arbeitenden gegen die Arbeitslosen, die Erfolgreichen gegen die Verlierer.

Faschismus und totalitäre Gesinnung sind freilich keine Frage gymnasialer Bildung. Sie gehen tiefer, wirken mächtiger und bringen vor allem eine Kraft hervor, die wie keine andere die Weltschichte bestimmt: Gewalt. Körperliche, physische Gewalt zur Durchsetzung willkürlicher Interessen, seien diese weise oder töricht.

In Sachsen hat in den letzten Jahren – nicht zum ersten Mal, nicht exklusiv, nicht in weltgeschichtlicher Dimension – die Gewalt als „Ideologie der Gewalt-Praxis“ an Stärke gewonnen und sich ernstlich angemaßt, dem Staat die Legitimation zur Gewaltausübung – also zur Sicherung des gesellschaftlichen Friedens – zu bestreiten. Man hält das, schlecht und recht, in einem prekären Gleichgewicht. Freilich auf Kosten derjenigen, die keine machtvolle Lobby haben. Die Gewalt einer verblödeten Eindimensionalität frisst sich von den Rändern der Gesellschaft und an den Rändern der Gesellschaft in diese hinein – aber eben auch gegen die Ränder der Gesellschaft: die sowieso Verdächtigen, Auffälligen, Schwachen, Lästigen und Anstrengenden.

Denn diese zeigen sich schwach und sind es auch.

Es hat also viel Emphase, aber nicht wirklich Sinn, das Gegenteil zu behaupten. Es geht nicht um den Streit, ob Anstrengende anstrengend sind. Sie sind es allemal, und dass sie denen, die ihnen sozial am nächsten sind, um ein vielfaches mehr auf die Nerven gehen können als denen, die weit entfernt in Villenvierteln wohnen, ist keine neue Erkenntnis.

Es geht also, sehr kurz gesagt, um Meinungshoheit. Das ist gut, denn es zeigt, dass es noch lange nicht um Hoheit im Staat geht. Fanatiker, Extremisten, Menschenverächter aller Richtungen behaupten immer und zwanghaft, dass sie die „Mehrheit“ von irgendetwas seien, eine „schweigende“, eine „wahre“, eine „stellvertretende“. Und ihre Gewalt ist deshalb stets stellvertretend für ein nie eintretendes Ziel und immer stellvertretend gegen einen nie rational begründbaren Feind.

Wenn in einer solch angespannten, schwierigen Situation der Staat versagt, Teile seiner Organe sich vielleicht sogar gemein machen mit der Verachtung des Rechts, ist es extrem wichtig, dass eine Zivilgesellschaft der Anständigen aufsteht und zeigt, dass Regeln der republikanischen Tradition und des menschenrechtlich garantierten Miteinander nicht aufgegeben werden dürfen.

Das ist, wie alle Nominierten dieses Abends zeigen, nicht durch wohlfeile Sonntagsreden zu haben. Es ist mit Mühe, Mut, Engagement und Tapferkeit verbunden: Tapferkeit gegenüber der dumpfen Eindimensionalität der Gewalt, aber auch gegenüber der mäandrierenden Nachgiebigkeit einer feigen Beliebigkeit, die immerzu auf bessere Zeiten wartet und sich ein Anrecht darauf durch bloßes Stillhalten erhofft.

Unsere Preisträger zeigen in beispielhafter, herausragender und beeindruckender Weise, dass es auch anders geht. Bürger-Engagement beginnt im Kleinen und hat eine große Kraft. Es definiert sich nicht dadurch, dass jemand besonders laut „ICH“ oder „WIR“ schreit, sondern dadurch, dass verstanden wird, was Bürgersein, Gemeinsinn und republikanische Gesinnung ausmacht: Anerkennung des Anderen, soziale Verantwortung, Verteidigung demokratischer Werte ohne moralistische Selbstzufriedenheit.

Alle nominierten Initiativen repräsentieren dies. Keine soll herausgehoben werden, weil sie alle gleichermaßen für eine Idee einer friedlichen Bürgergesellschaft stehen.

Liebe Nominierten! Ich gratuliere Ihnen ganz herzlich zu Ihrer Auswahl.

Ich freue mich sehr, von Ihnen und ihrer Arbeit gehört und gelesen zu haben.

Sie alle sind würdige Repräsentanten der Idee dieses Preises!

Mit den besten Wünschen

Thomas Fischer